

Überleben in der Ukraine

08.07.2011

Als Fahrradfahrer reist man privilegiert. Statt sich an der Grenze in die kilometerlange Autoschlange einzureihen, kann man die armen Autofahrer bedauern, die oft mehrere Stunden warten müssen, bis sie in die Ukraine einreisen können. Man rollt eben an der Schlange vorbei und überquert als Fußgänger die Grenze.

Als Fahrradfahrer reist man privilegiert. Statt sich an der Grenze in die kilometerlange Autoschlange einzureihen, kann man die armen Autofahrer bedauern, die oft mehrere Stunden warten müssen, bis sie in die Ukraine einreisen können. Man rollt eben an der Schlange vorbei und überquert als Fußgänger die Grenze. Der Zöllner will nicht wissen, ob ich etwa Drogen oder Waffen bei mir habe, sondern wie viele Kilometer am Tag ich radle. Etwa 140. Er spricht mir seinen Respekt aus und würde am liebsten mitkommen. Seine Kollegin will wissen, wo ich nachts schlafe und, nachdem sie meinen Beruf erfahren hat, ob ich wirklich Gutes über die Ukraine berichten werde.

Von **Christoph D. Brumme**

Gleich hinter der Grenze treffe ich den ersten fröhlichen Dieb im Gesetz. Auf meine Frage, womit er sich beschäftige, antwortet er ohne zu zögern, dass er Zigaretten nach Polen schmuggle. Die Fabriken arbeiten nicht mehr, erklärt er, und leben muss man. Ob die Arbeit denn gefährlich sei, frage ich. Nicht gefährlicher als andere auch, antwortet er. Er hebt das Bier, und wir stoßen an.

Ich aktiviere nebenbei meine ukrainische Mobilfunkkarte und erhalte schon nach wenigen Minuten einen Anruf von Jury, einem Milizionär, der mir vor zwei Jahren in Blisnjuky, weit im Osten, mein Fahrrad repariert hat. Er habe gefühlt, dass ich schon in der Ukraine sei, meint er, außerdem habe seine Frau Geburtstag und sie würde sich über einen Anruf von mir sehr freuen. Lena arbeitet für die lokale Verwaltung, sie feiert mit Kolleginnen im Büro. Ich solle unbedingt bald kommen, sagt sie, schließlich habe sich die Familie ein Haus gekauft, ein Gästezimmer stehe schon für mich bereit. Offenbar hat das Sonnenblumenfeld, das Jury gepachtet hat, um das Gehalt aufzubessern, inzwischen genug Gewinn eingebracht.

Gleich nach diesem Gespräch ruft der nächste Freund an, Serjoscha, Jurys Autowäscher, den ich zum letzten Mal in Kiew traf, wo er für 10 Euro am Tag die blauen Fahnen der Janukowitsch-Partei schwenkte, weil er arbeitslos war und das Geld dringend brauchte. Er will schon seit zwei Jahren heiraten, kann aber der Braut nicht einmal die Fahrkarte bezahlen, damit sie aus der 200 Kilometer entfernten Kleinstadt zu ihm kommen kann.

Zu der ersten echten Sauferei, der ich mich hingebe, laden mich Mähdrescherfahrer in ihrer Mittagspause ein. Sie klagen darüber, dass es seit sechs Wochen nicht geregnet habe, und sie schimpfen auf die Politiker, diese Banditen, wie eigentlich fast jeder Mensch, den ich treffe. Der Brigadier trägt eine Tätowierung mit dem Schriftzug „Germany“ unter einer Frau, die eine Dornenkrone trägt. Er hat in Deutschland bei der Armee gedient und zählt die Städte auf, die er gesehen hat. Ein Alter sagt auf meine Frage, wie man denn angesichts einer Rente von 80 Euro überleben könne, „Wir helfen einander gegen das System.“ Als ich nach dem dritten Glas Wodka weiterfahren will, wollen sie einen LKW organisieren, der mich mitnehmen soll, aber das würde gegen meine Prinzipien verstoßen, es wäre nicht ehrlich, und schon gibt es wieder einen Grund, auf die Deutschen anzustoßen, die nicht einmal sich selbst betrügen.

Am Abend frage ich einen Mann, der zwei Kühe in den Stall treibt, wo sich das örtliche Geschäft befinde. Auch er hat in Deutschland gedient, jetzt ist er Sportlehrer und begeistert, einen Radfahrer aus Berlin zu treffen. Ach, er würde auch so gern verreisen, die Welt sehen, aber das sei nur übers Internet möglich. Der Computer steht ihm Wohnzimmer, und Ljuba, Olegs Frau, ebenfalls Lehrerin, bietet frisch gemolkene Milch an. Sie sorgen sich um die Zukunft ihrer Kinder, es gebe nicht genug Arbeit, seit die deutschen Mähdrescher auf den umliegenden Feldern die Ernte einfahren und das Getreide in die arabischen Staaten exportiert werde.

Am Morgen besichtigen wir die Schule. Die Kinder untersuchen mein Fahrrad und staunen über die 21 Gänge und den Nabendynamo im Vorderreifen. Die Lehrer zeigen den Computerraum und eine Heimatstube mit

folkloristischen Kostümen, Dreschflegeln und Tontöpfen. Das Mobiliar in den Klassenräumen hat ein geschätztes Alter von 50 Jahren, die Tische sind im allgegenwärtigen Blau gestrichen, wie fast jedes Haus und fast jeder Gartenzaun.

In Tynivka, einem Dorf südlich von Kiew, bin ich jederzeit willkommen, seit ich dort auf meiner ersten Radreise vor fünf Jahren Anatoli und seine Familie kennen gelernt habe. Anatoli und seine Frau Sascha besitzen ein Lebensmittelgeschäft, einige Schweine und mittlerweile auch einen Landrover. Sascha arbeitet von fünf Uhr morgens bis mindestens zehn Uhr abends, Anatoli steht noch im Dunkeln auf dem Feld und spritzt die Kartoffeln. Eine Sau hat fünfzehn Ferkel geworfen, aber nur zwölf Zitzen, so beginnt der Kampf ums Dasein für den Nachwuchs schon Minuten nach der Geburt. Ein Haus brennt, Gott sei Dank ein unbewohntes, Stroh hat sich entzündet. Die Freiwillige Feuerwehr aus dem Nachbardorf kommt nach etwa einer halben Stunde. Zwei Feuerwehrmänner löschen den Brand ohne Masken vor dem Gesicht, mir als Betrachter erscheint es rätselhaft, dass sie in dem dichten Rauch keine Vergiftung erleiden. Ihr Chef filmt ihre Arbeit mit der Videokamera.

In Anatonis Verwandtschaft findet eine Hochzeit statt, wir feiern und tanzen, ich fotografiere das Brautpaar und ein Mädchen namens Polina, die Königin werden will und ihre Stärke beweist, indem sie die Ziege an den Hörnern packt und sie zu Boden ringt.

Ich erzähle Sascha und Anatoli von der These ihres Landsmanns, des Schriftstellers Juri Andruchowitsch, der vor einiger Zeit behauptet hat, der Ukraine würde es ohne die russischsprachigen Landesteile besser ergehen als heute. Zum ersten Mal, seit ich Anatoli kenne, erlebe ich ihn wütend. Wir sind uns einig darüber, dass die angebliche Spaltung der Ukraine in einen russlandfreundlichen Osten und einen nach Europa strebenden Westen nichts als eine Zeitungsente ist. Die wirklich bössartigen Konflikte sind nicht kultureller, sondern sozialer Natur. „Die arbeitenden Menschen sind überall gleich“, meint Anatoli, „sie kämpfen alle ums tägliche Brot, wollen ihren Frieden und lieben ihre Traditionen.“ Er berichtet von seinen Erlebnissen bei der Sowjetarmee, wo die Vertreter Dutzender Nationalitäten aus einem Topf aßen. Sascha, die sich sonst an unseren politischen Gesprächen kaum beteiligt, fragt, „Was bliebe von der Ukraine übrig, wenn sich die Krim und der Donbass abgespalten und Czernowitz zu Rumänien und Lwiw zu Polen gehören wollten?“

Nachdem ich mich in Tynivka vier Tage erholt habe, fahre ich weiter. In der zentralen Ukraine regnet es, Gewitter entladen sich über der Steppenlandschaft, Blitze flackern nicht erdwärts, sondern horizontal. So ist mir die Einladung zu einer Geburtstagsfeier in einem Restaurant ganz recht. Der gefeierte Viktor ist Abteilungsleiter im Elektrizitätswerk am Dnjepr, wenn er spricht, schweigen die Freunde, während sonst alle durcheinander reden. Wie so oft dreht sich das Gespräch um die Unterschiede zwischen Deutschland und der Ukraine, und die erste Frage lautet meistens, ob das ukrainische Bier so gut wie das deutsche schmecke. Da es in Deutschland einige tausend, in der Ukraine wohl nur einige Dutzend Biersorten gibt, kann ich die Frage eigentlich nicht beantworten. Wo es mir besser gefalle, hier oder dort? Natürlich hier, denn hier werde ich gebraucht, dessen bin ich mir gewiss, seit ich weiß, dass in der Ukraine praktisch kein deutscher Journalist ständig arbeitet – eine Information, die bei den Einheimischen immer wieder Schocks auslöst. So unwichtig ist also das der Fläche nach größte Land Europas, das in den letzten 20 Jahren etwa sieben Millionen Menschen allein durch Auswanderung verloren hat. Fast jede Familie hat ein Mitglied im Ausland, allein in Moskau sollen 1 Million Ukrainer leben, auch Kanada und neuerdings Brasilien sind als Auswanderungsländer äußerst beliebt.

Ich muss Viktor versprechen, in Zukunft immer über Svidlovodsk an die Wolga zu radeln, für den Winter lädt er mich zur Jagd ein, und heute darf ich gewiss nicht im Zelt übernachten, sondern kostenlos im firmeneigenen Hotel. Dorthin fahren wir mit einem Bus, den Viktor für uns bestellt hat, seine Freunde laden mein Fahrrad ein, und die Nachtwächter im Hotel wollen Autogramme.

Nach 2335 Kilometern, gefahren an 17 Tagen, treffe ich in Velika Novosilka im Donbass meinen alten Freund Vasja, den ich ebenfalls schon zum fünften Mal mit dem Fahrrad besuche. Er hat als Busfahrer nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl die gefährdeten Bewohner nach Kiew gefahren und erhält dafür heute eine Rente von 16 Euro im Monat. Nachdem seine Tochter Julia eine Gräte verschluckt hat, fahren wir ins Krankenhaus, wo die Ärztin ihm eindringlich rät, er solle morgen schon kostenlos zur Kur fahren. Doch das kann sich der „Tschernobylnetz Nr. 025862“ nicht leisten. Er muss auf dem Bau arbeiten, gerade im Sommer, das Geld wird gebraucht, er benötigt eine Winterjacke, Julia träumt von einem Computer. Natürlich muss auch im

Krankenhaus jeder ärztliche Handgriff ebenso wie die Medikamente bezahlt werden. Vasjas Frau Luisa verdient als Lehrerin nur 200 Jahren Euro im Monat, was angesichts der enormen Preissteigerungen bei Lebensmitteln, Benzin und Strom nicht einmal reicht, um sich den im letzten Jahr ausgefallenen Zahn ersetzen zu lassen.

Vasja amüsiert sich wie bei jedem unserer Treffen, dass ich es gewagt habe, in die verruchte Donbass-Region zu kommen. Allen Bekannten und Freunden erzählt er, wie stark man mich auf meiner ersten Reise gewarnt hat, gerade hierhin zu fahren. Bei der letzten Präsidentenwahl allerdings haben 80 – 90 Prozent der Einwohner Janukowitsch gewählt, und nicht wenige mit der Begründung, „Wir wissen, dass er ein Bandit ist, aber er ist unser Bandit“. Die Hoffnung, dass der Freund der Oligarchen etwas für die verlorene Kohleregion tun könne, hat sich inzwischen verflüchtigt. Die Oligarchen leisten sich etwas Demokratie, Achmjetow, ehemaliger Hütchenspieler und heute der reichste Mann der Ukraine, Kohlebaron und Besitzer des Fußballclubs Schachtjor Donezk, finanziert die liberale und vielleicht interessanteste Zeitung des Landes, die Segonya. Seine Biographie kann man inzwischen in den Schulbüchern nachlesen, wie mir Luisa, Vasjas Frau, zeigt.

Zu Vasjas besten Freunden gehören mehrere Griechen und ein Tschetschene, der allerdings noch nie im Kaukasus war, dafür aber, wie er verschmitzt erzählt, in Deutschland acht Jahre lang beim „Stasi“ gedient habe. Einer der Griechen ist Direktor eines Altenheims, er besteht darauf, dass wir noch am Abend, kaum dass wir die erste Flasche gemeinsam geleert haben, das Heim besuchen. Das Taxi rast durch die schon dunkle Steppe, der Herr Direktor kontrolliert in kurzen Hosen, ob der Nachtwächter auch nicht schläft und der Gebetsraum ordentlich geputzt wird. Als Vasja sich zur falschen Seite, also katholisch und nicht orthodox bekreuzigt, wirft er dem ehemaligen Komsomolzen Heuchelei vor.

Tante Nina hingegen, eine achtzigjährige Dame, die sich mit Hilfe ihrer Krücken aus dem Bett erhebt, klagt ihr Leid in einer ganz irdischen Weise. Sie stammt aus Russland, aus dem Ural, sie hat ihr Haus bei einer Überschwemmung verloren und hofft seit langer Zeit schon auf eine Entschädigung – nun soll der deutsche Radfahrer ihr irgendwie helfen. Auf meine Frage, welches die schönste Zeit in ihrem Leben gewesen sei, berichtet sie strahlend, dass sie eine gute Traktoristin gewesen sei, die es mit jedem Mann habe aufnehmen können. Sie könne uns leider nur Speck anbieten, lieber wäre es ihr, mit uns ein Gläschen zu trinken.

[Christoph D. Brumme](#) ist Schriftsteller und freier Journalist. Er fuhr mehrfach mit dem Fahrrad von Berlin an die Wolga und zurück.

Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Sie dürfen:

- das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen
- Bearbeitungen des Werkes anfertigen

Zu den folgenden Bedingungen:

Namensnennung. Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen (wodurch aber nicht der Eindruck entstehen darf, Sie oder die Nutzung des Werkes durch Sie würden entlohnt).

Keine kommerzielle Nutzung. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.

Weitergabe unter gleichen Bedingungen. Wenn Sie dieses Werk bearbeiten oder in anderer Weise umgestalten, verändern oder als Grundlage für ein anderes Werk verwenden, dürfen Sie das neu entstandene Werk nur unter Verwendung von Lizenzbedingungen weitergeben, die mit denen dieses Lizenzvertrages identisch oder vergleichbar sind.

- Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am Einfachsten ist es, einen Link auf diese Seite einzubinden.
- Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten.
- Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt.

Haftungsausschluss

Die Commons Deed ist kein Lizenzvertrag. Sie ist lediglich ein Referenztext, der den zugrundeliegenden Lizenzvertrag übersichtlich und in allgemeinverständlicher Sprache wiedergibt. Die Deed selbst entfaltet keine juristische Wirkung und erscheint im eigentlichen Lizenzvertrag nicht.

Creative Commons ist keine Rechtsanwaltsgesellschaft und leistet keine Rechtsberatung. Die Weitergabe und Verlinkung des Commons Deeds führt zu keinem Mandatsverhältnis.

Die gesetzlichen Schranken des Urheberrechts bleiben hiervon unberührt.

Die Commons Deed ist eine Zusammenfassung des Lizenzvertrags in allgemeinverständlicher Sprache.